KIRCHE32

PREDIGT ZUM NACHLESEN

Reich vor Gott

Predigt zum Erntedank
Emanuil Dragnev
11. Oktober 2026

Liebe Gemeinde,

wir haben gerade ein Lied gesungen, das unsere Arbeit thematisiert, sie wahrnimmt und zugleich ihren Grenzen Raum gibt. Wir pflügen, wir säen, wir tun das Unsere, das, was wir machen können. Aber Leben können wir nicht selber hervorbringen. Wir können eine Pflanze pflegen, sie giessen, schützen. Dass sie wächst und gedeiht, dass sie auch Frucht bringt – das bleibt ein Geschenk. Ein Geschenk Gottes.

Stellen wir uns einen Hof vor: Die Ernte ist eingebracht. Das Getreide liegt trocken, die Kartoffeln sind eingelagert, die Arbeit eines langen Jahres hat Früchte getragen. Da darf jemand endlich aufatmen. Da darf Freude sein. Natürlich. Genau um das geht es am Erntedank.

Auch der Mann im Gleichnis hat eine gute, ja sogar eine sehr gute Ernte. Er ist schon wohlhabend, und nun trägt sein Land so reichlich, dass der Platz nicht mehr genügt. Eine grössere Scheune scheint eine vernünftige Lösung zu sein. Doch Jesus lässt uns nicht nur auf seine Ernte schauen. Er lässt uns seine Gedanken hören.

Und dort wird es auffällig eng: meine Ernte, meine Scheunen, meine Güter. Ich werde bauen. Ich werde sammeln. Ich werde zu mir selber sagen: Jetzt habe ich ausgesorgt. Das erinnert an die uralte, teuflische Versuchung der Selbstüberhebung: fünfmal «Ich werde», fünfmal «Ich will» (Jesaja 14,13–14):

- Ich will in den Himmel steigen.
- Ich will meinen Thron über Gottes Sterne erhöhen.
- Ich will mich auf den Versammlungsberg setzen.
- Ich will über die Wolken aufsteigen.
- Ich will dem Allerhöchsten gleich sein.

Und das Gericht Gottes: «Wie bist du vom Himmel gefallen …» Hier begegnet uns dieselbe Versuchung: Das eigene Ich will sich an Gottes Stelle setzen. Ich werde bestimmen, ich werde besitzen, ich werde mich absichern. Nicht das Planen und Vorsorgen ist das Problem, sondern dass in all diesen Gedanken Gott keinen Platz mehr hat. Und der Mitmensch ebenso wenig. Kein Gegenüber, kein Dank, kein Gedanke daran, wem die Fülle noch zugutekommen könnte. Auch Gott kommt in seinem Plan nicht vor. Der Mann hat viel Raum für Vorräte, aber keinen Raum für jemanden ausser sich selbst. Darin liegt die Warnung dieses Gleichnisses. Nicht das Getreide ist das Problem, nicht der Reichtum an sich. Gefährlich wird es, wenn ein Mensch sein ganzes Vertrauen auf das setzt, was er besitzt, und darüber Gott und den Nächsten aus dem Blick verliert.

Das betrifft nicht nur Menschen mit grossen Vermögen. Auch in einem bescheidenen Leben kann sich der Gedanke festsetzen: Wenn ich nur genügend abgesichert bin, dann kann ich endlich leben. Wenn alles geregelt ist, dann werde ich Zeit haben. Für einen Besuch. Für ein Gespräch. Für die Menschen, die mir wichtig sind. Für die Kirche und auch für Gott.

Natürlich ist Vorsorge wichtig. Wer Verantwortung trägt, muss an morgen denken, muss planen, budgetieren. Jesus fordert uns hier nicht auf, Verantwortung abzugeben. Er fragt uns vielmehr: Kann das, worauf du dich verlässt, wirklich dein ganzes Leben tragen? War es das oder jagst du bald den nächsten Traum zur Selbstverwirklichung, ja gar zur Selbstverherrlichung? Wo bleiben deine Familie, dein Nachbar, wo bleibe ich? Unmittelbar vor dem Gleichnis warnt Jesus vor Habgier. Das Leben eines Menschen geht nicht in seinem Besitz auf. Genau daran erinnert uns Jesus bei seiner Versuchung in der Wüste. Als der Teufel ihn nach 40 Tagen und 40 Nächten ohne Nahrung auffordert, Steine in Brot zu verwandeln, antwortet Jesus: «Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern von jedem Wort, das aus Gottes Mund kommt» (Matthäus 4,4). Brot ist lebensnotwendig. Wir brauchen es, wir brauchen Nahrung, Sicherheit und ein Dach über dem Kopf. Aber das allein macht noch kein erfülltes Leben aus. Der reiche Kornbauer hat seine Scheunen gefüllt, aber dabei vergessen, was sein Leben wirklich trägt: die Beziehung zu Gott und zu seinen Mitmenschen. Wir können volle Scheunen haben und trotzdem innerlich arm sein. Und doch lebt der Mann so, als könnte er mit genügend Vorräten auch seine Zukunft besitzen. Er plant für viele Jahre. Das Leben aber hat er nicht in seiner Hand.

Mitten in dieses Selbstgespräch hinein spricht Gott: Noch in dieser Nacht wird dein Leben von dir zurückgefordert. Das ist ein harter Satz an einem Erntedanksonntag. Er durchbricht die Sicherheit, mit der der Mann über sein Morgen verfügt.

Wir dürfen daraus keine Erklärung machen, warum ein Mensch früh stirbt. Es wäre lieblos und auch falsch, aus einem Todesfall auf die Schuld eines Menschen zu schliessen. Das Gleichnis ist keine Diagnose über Verstorbene. Es richtet vielmehr eine Frage an uns Lebende: Worauf bauen wir unser Leben?

Wir können vieles planen. Wir sollen auch vieles sorgfältig ordnen. Aber keinen einzigen kommenden Tag können wir uns garantieren. Das gilt für Menschen mit grossen Vorräten ebenso wie für Menschen, die von Woche zu Woche rechnen müssen. Diese Abhängigkeit, ja gar diese Ohnmacht, voneinander und von Gott macht unser Menschsein aus.

Vielleicht hören wir deshalb im Erntedank noch etwas anderes als die Freude über eine gute Ernte: Staunen darüber, dass wir leben. Darüber, dass jemand uns liebt. Dass eine Hand nach uns greift, wenn die eigene Kraft nicht reicht. Dass wir heute miteinander hier sein dürfen. Dankbarkeit sagt nicht: Ich habe nichts getan. Sie sagt vielmehr: Ich habe nicht alles allein getan. Zwischen dem Korn auf dem Feld und dem Brot auf unserem Tisch liegen viele Hände. Und auch unsere eigenen Kräfte, unsere Möglichkeiten und unsere Lebenszeit haben wir nicht aus uns selbst.

Was bedeutet es dann, reich zu sein vor Gott? Müssen wir nun möglichst viel geben, damit Gott mit uns zufrieden ist? Sollen wir gewissermassen ein zweites Konto eröffnen, diesmal im Himmel?

Nein. Gottes Zuwendung ist kein Lohn, den wir uns verdienen können. Wenige Verse später spricht Jesus seiner kleinen Herde Mut zu: Der Vater will euch sein Reich schenken. Das Geschenk kommt vor unserer Antwort. Wir müssen Gott nicht erst grosszügig stimmen.

In Jesus Christus begegnet uns diese Güte. Er nimmt Menschen an, vergibt Schuld und teilt ihr Leben. Er geht den Weg durch Leiden und Tod. Seine Auferstehung eröffnet eine Hoffnung, die weiter reicht als alles, was wir festhalten können.

Reich vor Gott zu sein bedeutet darum nicht, Gott mit Leistungen zu beeindrucken. Es bedeutet, von seiner Güte zu leben und das eigene Leben von ihr verändern zu lassen. Wer sich von Gott gehalten weiss, muss nicht alles krampfhaft festhalten.

Das bleibt nicht nur ein schöner Gedanke. Es kann bedeuten, tatsächlich einiges, was uns bindet, loszulassen. Es kann auch heissen, Hilfe verlässlich mitzutragen. Nicht um Gottes Liebe zu gewinnen, sondern weil diese Liebe längst bei uns angefangen hat.

Später werden wir gemeinsam das Unser Vater beten. Darin heisst es nicht: Mein tägliches Brot gib mir heute. Wir bitten um unser tägliches Brot. In dieses kleine Wort «unser» passen Menschen hinein, die der Mann in seinem Selbstgespräch vielleicht bewusst vergessen hat.

Da gehören die Menschen dazu, die unsere Lebensmittel herstellen. Die Nachbarin, die kaum über die Runden kommt. Der Mensch, dessen Sorgen man ihm nicht ansieht. Und auch wir selber, wenn wir einmal auf Hilfe angewiesen sind.

Nicht alle haben gleich viel zu geben. Wer selber wenig hat, soll hier nicht hören: Du musst noch mehr leisten. Und wer gerade trauert oder erschöpft ist, muss seine Not nicht mit dankbaren Worten überdecken. Auch eine Bitte um Hilfe hat im Erntedank ihren Platz.

In einer Gemeinde sind wir nicht die einen, die immer geben, und die anderen, die immer empfangen. Wir alle leben davon, dass uns etwas geschenkt wird. Einmal können wir andere tragen. Ein anderes Mal brauchen wir selbst eine Hand. Unsere Würde hängt nicht davon ab, auf welcher Seite wir gerade stehen.

Heute sammeln wir für «Tischlein deck dich». Der Verein rettet einwandfreie Lebensmittel und gibt sie an armutsbetroffene Menschen weiter. Was sonst verloren ginge, wird zur Unterstützung. Das ist eine konkrete Möglichkeit, sorgsam mit guten Gaben umzugehen und anderen Menschen beizustehen.

Vielleicht führt uns das Gleichnis aber noch zu einer ganz persönlichen Frage: Wo ist mir mehr anvertraut, als ich für mich allein brauche? Das kann Geld sein. Es können Lebensmittel sein. Vielleicht auch Zeit oder die Möglichkeit, jemanden an den eigenen Tisch einzuladen.

Die Antwort darf konkret werden: eine Unterstützung, die nicht nur einmalig bleibt; ein Einkauf, bei dem wir nicht achtlos zu viel nehmen; eine Einladung, die wir nicht länger aufschieben. Und manchmal ist der mutige Schritt, selber zu sagen: Ich brauche Hilfe.

Der Mann im Gleichnis fragt nur, wo er alles unterbringen kann. Wir dürfen anders fragen: Wem kann das, was mir anvertraut ist, zum Leben verhelfen? Dann wird aus Besitz Verantwortung. Aus Dank wird Zuwendung. Und aus einem gedeckten Tisch kann Gemeinschaft werden.

Liebe Gemeinde, wir wissen nicht, was das kommende Jahr bringt. Ich hoffe, dass es friedlicher wird. Wir können weiterhin planen und werden bestimmt wieder hart für die Ergebnisse arbeiten. Ja, wir dürfen uns an einer guten Ernte freuen. Aber wir müssen nicht so tun, als könnten wir unser Leben dadurch sichern. Wir leben nicht davon, dass wir alles festhalten. Wir leben davon, dass Gott uns festhält. Darum dürfen wir danken, teilen und vertrauen. Amen.